

E-JOURNAL (2019)
8. JAHRGANG / 1

zfl

**FORUM
INTERDISZIPLINÄRE
BEGRIFFSGESCHICHTE
(FIB)**

LEIBNIZ-ZENTRUM
FÜR LITERATUR- UND
KULTURFORSCHUNG

Herausgegeben von Ernst Müller

Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung
Schützenstraße 18 | 10117 Berlin
T +49 (0)30 20192-155 | F -243 | sekretariat@zfl-berlin.org

IMPRESSUM

Herausgeber FIB

Ernst Müller, Leibniz-Zentrum für Literatur- und Kulturforschung (ZfL), www.zfl-berlin.org

Herausgeber dieser Ausgabe

Falko Schmieder

Direktorin

Eva Geulen

Redaktion

Ernst Müller (Leitung), Herbert Kopp-Oberstebrink, Dirk Naguschewski, Tatjana Petzer, Barbara Picht, Falko Schmieder, Georg Toepfer

Wissenschaftlicher Beirat

Faustino Oncina Coves (Valencia), Christian Geulen (Koblenz), Eva Johach (Konstanz), Helge Jordheim (Oslo), Christian Kassung (Berlin), Clemens Knobloch (Siegen), Sigrid Weigel (Berlin)

Gestaltung KRAUT & KONFETTI GbR, Berlin
Lektorat Gwendolin Engels, Georgia Lummert
Layout/Satz Jakob Claus
Titelbild D. M. Nagu

ISSN 2195-0598

© 2019 / Das Copyright liegt bei den Autorinnen und Autoren.

Die Publikation steht im Zusammenhang mit der Kooperation im Rahmen des vom spanischen Wissenschaftsministerium geförderten Forschungsprojekts FFI2017-82195-P.

INHALT

4 EDITORIAL

Falko Schmieder

BEITRÄGE

BESTANDSAUFNAHME BEGRIFFSGESCHICHTLICHER FORSCHUNG ZUM
20. JAHRHUNDERT

6 DIVERSITÄT

Georg Toepfer

15 GLOBALISIERUNG

Barbara Picht

21 HEGEMONIE

Falko Schmieder

25 HEIMAT

Martin Schlüter

29 INNOVATION

Falko Schmieder

34 INTELLEKTUELLE

Gangolf Hübinger

41 KONTINGENZ/ZUFALL

Verena Wirtz

45 LEISTUNG

Jasmin Brötz

49 NETZ/NETZWERK/VERNETZUNG

Peter Fritz

56 RAUM

David Kaldewey

62 ZUKUNFT

Falko Schmieder

66 BEGRIFFE ›NACH DEM BOOM‹

Ernst Müller

72 KONNOTATIONSTRANSFER

BEMERKUNGEN ZUM WANDEL VON GRUND- UND LEITBEGRIFFEN UNTER
MASSENDEMOKRATISCHEN VERHÄLTNISSEN

Clemens Knobloch

MISZELLE

86 KOSELLECK UND DIE GESCHICHTSPHILOSOPHIE DES 18. JAHRHUNDERTS

Johannes Rohbeck

DIVERSITÄT BEMERKUNGEN ZUR BEGRIFFS- GESCHICHTE DER DIVERSITÄT AUSGEHEND VON DREI SAMMELBÄNDEN

ANDRÉ BLUM/NINA ZSCHOCKE/HANS-JÖRG RHEINBERGER/VINCENT BARRAS (HG.): DIVERSITÄT. GESCHICHTE UND AKTUALITÄT EINES KONZEPTS, WÜRZBURG: KÖNIGSHAUSEN & NEUMANN 2016;

THOMAS KIRCHHOFF/KRISTIAN KÖCHY (HG.): WÜNSCHENSWERTE VIELHEIT. DIVERSITÄT ALS KATEGORIE, BEFUND UND NORM, FREIBURG I. BR.: KARL ALBER 2016;

PETER C. POHL/HANIA SIEBENPFEIFFER (HG.): DIVERSITY TROUBLE. VIELFALT – GENDER – GEGENWARTSKULTUR, BERLIN: KULTURVERLAG KADMOS 2016.

Georg Toepfer

Eine umfassende Darstellung der Geschichte des Begriffs der Diversität liegt bisher nicht vor. Es gibt lediglich einige Monographien, die sich einzelnen Aspekten dieser Geschichte widmen. Diese sind meist auf Englisch verfasst und betreffen unter anderem das Aufkommen von ›Diversität‹ im Zuge der rechtlich-politischen Debatten zur positiven Diskriminierung (*affirmative action*) von Studierenden an amerikanischen Hochschulen oder die Thematisierung von Diversität ausgehend vom Rassismus oder die Geschichte der Biodiversität im 20. Jahrhundert (beschränkt auf den US-amerikanischen Kontext).¹ Auf Deutsch finden sich ideen- und begriffsgeschichtliche Ausführungen lediglich in einigen Werken zur Frühgeschichte des Konzepts im Zusammenhang mit Diskussionen des politischen Pluralismus, Multikulturalismus, Postkolonialismus oder der Vorgeschichte der aktuellen sozialwissenschaftlichen Debatten.²

Auffallend an der Geschichte des Begriffs der Diversität ist die Spannung zwischen der sehr langen Geschichte seines Gebrauchs und seinem dementsprechend sehr weiten Anwendungsbereich einerseits und der spezifischen Signalwirkung in der politisch-sozialen Sprache seit den 1980er Jahren andererseits. Bis zu dieser Zeit erscheint der Ausdruck in den großen deutschsprachigen Enzyklopädien meist nur mit einer kurzen Erläuterung seiner Bedeutung als ›Verschiedenheit‹.³ Bereits in der Antike fungiert dieses Wort

Wurzeln für die Pluralität der Werte«, in: Hans Joas/Klaus Wiegandt (Hg.): *Die kulturellen Werte Europas*, Frankfurt a. M. 2005, S. 117–163; Volker M. Heins: *Der Skandal der Vielfalt. Geschichte und Konzepte des Multikulturalismus*, Frankfurt a. M. 2013; Monika Salzbrunn: *Vielfalt/Diversität*, Bielefeld 2014; Herrad Schmidt: *Die ›diversité‹ von Montaigne bis Montesquieu. Französische Moralisten im Spannungsfeld von Beobachtung, reflektierter Wirklichkeitsperzeption und Versprachlichung*, Göttingen 2016; im Erscheinen ist: Moritz Florin/Victoria Gutsche/Natalie Krentz (Hg.): *Diversität historisch. Repräsentationen und Praktiken gesellschaftlicher Differenzierung im Wandel*, Bielefeld 2018.

1 Vgl. Peter Wood: *Diversity. The Invention of a Concept*, San Francisco 2003; Ellen Berrey: *The Enigma of Diversity. The Language of Race and the Limits of Racial Justice*, Chicago 2015; Timothy J. Farnham: *Saving Nature's Legacy. Origins of the Idea of Biological Diversity*, New Haven 2007.

2 Vgl. Cornelia Sieber: »Wonderful diversity? Postkoloniale Einwände zur Debatte zwischen Multikulturalismus und Liberalismus«, in: Christof Hamann/Cornelia Sieber (Hg.): *Räume der Hybridität. Postkoloniale Konzepte in Theorie und Literatur*, Hildesheim 2002, S. 67–88; Michael Borgolte: »Wie Europa seine Vielfalt fand. Über die mittelalterlichen

3 »Diversität«, in: Heinrich August Pierer: *Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit*, Bd. 8, Altenburg 1841, S. 438; ebenso bis zur fünften und letzten Auflage 1868 und ebenfalls so in: *Herders Conversations-Lexikon*, Freiburg i. Br. 1854, Bd. 2, S. 410; *Meyers Großes Konversations-Lexikon*, Bd. 5, Leipzig 1906, S. 63 und *Brockhaus Enzyklopädie*, Bd. 5, 1892, S. 365 und die folgenden bis zur 18. Auflage 1978.

allerdings – ebenso wie die in seinem semantischen Umfeld stehenden Ausdrücke ποικιλία und *varietas* – als ein Wertbegriff, und zwar vor allem im Kontext der Ästhetik. Das Bunt-Schillernde, das die primäre Bedeutung von *poikilia* im Griechischen ist, wird von Platon zwar noch abgelehnt, weil es etwas Oberflächliches sei, das nur für Kinder und Frauen Unterhaltung biete und von dem Eigentlichen, das in die Tiefe geht, ablenke.⁴ Später, besonders in der römischen Antike (etwa in den Gartenfresken der Villa di Livia), avanciert die Darstellung von Vielfalt aber zu einem zentralen Prinzip der Ästhetik (so dass die Vielfalt ein »römisches Prinzip« genannt wurde).⁵ Erklärt wird dies mit politischen und kulturellen Entwicklungen wie der Verfasstheit des römischen Reiches als ein Vielvölkerstaat, der den vielfältigen Sinnenfreuden nicht abgeneigten römischen Alltagskultur (der Oberschicht) und nicht zuletzt dem Polytheismus. Auch in den christlichen Kontext wird die Vorliebe für Vielfalt übernommen und der eine Gott über die Vielfalt der Erscheinungen seiner Welt gepriesen (Augustinus: »[T]antas diversitates animalium [...]: omnia ista, quam magna, quam praeclara, quam pulchra, quam stupenda! Ecce qui fecit haec omnia, deus tuus est.«⁶).

Dieser Hintergrund des Begriffsfeldes bildete eine Bedingung für die Konjunktur des Ausdrucks Diversität am Ende des 20. Jahrhunderts. Drei in den letzten Jahren erschienene Sammelbände beleuchten in einzelnen Studien, wie diese Konjunktur sich entfaltete (wobei im Folgenden nur auf die Beiträge eingegangen wird, die sich mit der Geschichte des Diversitätsbegriffs befassen).

DIE ÄLTERE GESCHICHTE VON DIVERSITÄT ALS »KATEGORIE, BEFUND UND NORM«

Thomas Kirchhoff und Kristian Köchy beginnen die Einleitung zu dem von ihnen herausgegebenen Band *Wünschenswerte Vielheit. Diversität als Kategorie, Befund und Norm* mit der Feststellung, dass »Bio-diversität« seit der Unterzeichnung des Rio-Übereinkommens über die biologische Vielfalt im Jahre 1992

zu einem wichtigen Schlagwort öffentlicher Debatten geworden sei.⁷ Es sei ein Begriff, der vor allem »unter naturschutzpolitischen Zielsetzungen konzipiert wurde« und insofern ein »praktisch-politischer Begriff«.⁸ Durch die Spezifizierung von biologischen Ebenen der Diversität habe der Begriff eine »gewisse Operationalisierung« erfahren und er besitze trotz seiner Referenz auf Zahlen Anschaulichkeit, namentlich durch den Bezug zu konkreten Lebewesen wie Frauenschuh, Waldvöglein oder Nestwurz. Die Unschärfe des Begriffs müsse nicht als Schwäche gewertet werden, sondern sie ermögliche erst dessen Funktion als »boundary concept« zur »Kommunikation und Kooperation von Akteuren, die aus heterogenen Denktraditionen stammen und abweichenden Paradigmen folgen«.⁹ Wissenschaft und Naturschutz, Wirtschaft und Politik können durch Vermittlung des Begriffs an einem Strang ziehen. Die Suche nach dem Grund für die positive Konnotation von »Diversität«, die dem Begriff seine Vermittlungsfunktion und politische Effizienz ermöglicht, führt die Herausgeber des Bandes in die »Begriffs- und Ideengeschichte« des Begriffs und »familienähnlicher Konzepte«.¹⁰ Als Beleg für den mit Diversität verbundenen intrinsischen Wert verweisen sie einerseits auf die ältere Geschichte (so auf Thomas von Aquin, der ein Universum mit Steinen und Engeln gegenüber einem solchen präferiere, in dem es nur Engel gibt), andererseits führen sie Biologen des 20. Jahrhunderts an, etwa Ludwig von Bertalanffy, der 1937 von dem biologischen »Mannigfaltigkeitswunder« spricht.¹¹ An der Gegenüberstellung der Vielheitskonzeptionen von Wilhelm von Ockham und Gottfried Wilhelm Leibniz machen die Herausgeber deutlich, wie »Diversität« einerseits bloße unverbundene, nicht auf eine Einheit verweisende »Vielheit« bedeuten könne, mit dem Begriff aber zugleich ein starker Einheitsbezug im Sinne einer »Vielfalt« verbunden werden könne.¹² Zur Komplexität des Begriffs gehört es nach Ansicht der Herausgeber darüber hinaus, dass seine ontologische und argumentative Stellung unklar ist – wie der Titel ihres Buches andeutet: Diversität kann (analytische) Kategorie, (biologischer) Befund oder (ethische)

4 Vgl. Platon: *Politeia*, 557c.

5 Adeline Grand-Clément: »Poikilia«, in: Pierre Destrée/ Penelope Murray (Hg.): *A Companion to Ancient Aesthetics*, Chichester 2015, S. 406–422; William Fitzgerald: *Variety. The Life of a Roman Concept*, Chicago 2016.

6 Augustinus: *Enarrationes in Psalmos* 145, 12; vgl. ders.: *De civitate Dei* XXII, 24.

7 Vgl. Thomas Kirchhoff/Kristian Köchy: »Einleitung: Diversität als Kategorie, Befund und Norm. Begriffs- und ideengeschichtliche Grundlagen der aktuellen Biodiversitätsdebatte«, in: dies. (Hg.): *Wünschenswerte Vielheit. Diversität als Kategorie, Befund und Norm*, Freiburg i. Br. 2016, S. 9–22, hier S. 9.

8 Ebd., S. 10.

9 Ebd., S. 11.

10 Ebd.

11 Ebd., S. 13.

12 Ebd., S. 16 f.

Norm sein. In dem weiten historischen Bogen, den sie schlagen, kommt dem 20. Jahrhundert damit vor allem an seinem Ende eine Bedeutung zu, weil der Begriff der Diversität erst in dieser Zeit zu einem wichtigen politischen Schlagwort wurde. Ermöglicht wurde diese späte Karriere durch seine über Jahrhunderte erfolgte evaluative Aufladung.

Die meisten Beiträge des Bandes widmen sich der älteren Geschichte der Diversität: Es geht u. a. um den Ursprung der Operation, die Vielheit von Individuen unter einen Begriff (der Art) zu bringen, bei Aristoteles (Martin Meyer), das Denken der Vielheit von Gott her bei Thomas von Aquin, der ihren Wert daraus ableite, dass Gott sich selbst und die Vielfältigkeit seines Wesens in den Dingen der Welt wolle (Gottfried Heinemann), die individualistische, antisystemische Auffassung der Welt als kontingente und willkürliche Vielheit ohne Einheitsprinzip bei Wilhelm von Ockham (Thomas Kirchhoff), Leibniz' Diversitätsphilosophie, nach der die Vielfalt »höchster Zweck des Universums« sei (Hubertus Busche), und Kants Begrifflichkeiten für Diversität mit der Unterscheidung von »Vielheit« (als Verstandeskategorie) und »Mannigfaltigkeit« (als Begriff für die Gegenstände der Anschauung) (Hans Werner Ingensiep und Georg Toepfer).

Die letzten beiden Kapitel liefern Beiträge zu Autoren des 20. Jahrhunderts: Kristian Köchy befasst sich mit dem »Wert der Vielfalt« bei Henri Bergson und arbeitet heraus, dass Vielheit für Bergson einerseits eine wichtige Kategorie ist, weil sie die Pluralität von Standpunkten und die Unmöglichkeit einer einzigen erschöpfenden Perspektive auch innerhalb der Naturwissenschaften betont.¹³ Andererseits sei Vielheit aber für den Bereich des Lebendigen eine unzureichende Kategorie, insofern sie in ihrer Abstraktheit »der Wirklichkeit des Lebens nicht gerecht« werde.¹⁴ Jenseits der beiden Abstraktionen von Einheit und Vielheit sei die Wirklichkeit bei Bergson als »Einheit in Vielheit«, als »organisch-fließender Zusammenhang« zu begreifen.¹⁵ Im letzten Kapitel des Buches analysiert Tina Röck Alfred North Whiteheads Prozessontologie als ein gegen die »klassische Einheitsmetaphysik« gerichtetes Denken, das dem Vielen gegenüber dem Einen ein Primat einräumt, insofern »das Einheitliche und Begriffliche als vom

Konkret-Vielen abgeleitet verstanden werden« müsse und die eigentliche Aufgabe der Philosophie darin bestehe, nicht von Einheitsprinzipien auszugehen, sondern ein Verständnis für das Konkret-Viele zu entwickeln.¹⁶

DIVERSITÄT IN NATURWISSENSCHAFTEN, GESELLSCHAFT UND KÜNSTEN

Das weite Spektrum der Anwendung von Diversitätskategorien seit dem 18. Jahrhundert demonstriert der Band *Diversität. Geschichte und Aktualität eines Konzepts*, herausgegeben von André Blum, Nina Zschocke, Hans-Jörg Rheinberger und Vincent Barras. Im Vorwort konstatieren die Herausgeber die große Heterogenität der vorhandenen Diversitätskonzeptionen: »Die Umschreibungen von Diversität könnten nicht verschiedener sein«;¹⁷ jede Interessengruppe lege sich »ihre« Diversität zurecht und nehme andere Formen gar nicht mehr zur Kenntnis. Die Frage, worin denn bei all dieser Diversität die Einheit des Begriffs liegt, versuchen die Herausgeber gar nicht erst zu beantworten.

Die Beiträge des Bandes, der aus einer Tagung im Jahr 2013 hervorgegangen ist, sind in drei Abschnitte zu den Naturwissenschaften, der Gesellschaft und den Künsten gegliedert. Sie reichen von der Vielfalt der Gesteinsarten und der Biodiversität der Naturgeschichte über Big Data in der biomedizinischen Forschung und die kulturelle Diversität des Menschen bis zu seriellen Verfahren der Künste und der Diversität des Theaters. Für die Naturgeschichte, die bis ins 20. Jahrhundert hinein als eine der Leitdisziplinen des Diversitätsdiskurses gelten kann, arbeitet Staffan Müller-Wille heraus, wie die Linné'sche Taxonomie, die auf Verfahren der Archivierung und Herstellung von Referenzsystemen sowie Ordnungen in Listen, Katalogen und Tabellen beruhte, eine »objektive, quantitative Naturkunde« ermöglichte.¹⁸ Die Naturgeschichte habe über ihre vergleichend-ordnenden Verfahren einen »Blick von oben« etabliert, der zwar

13 Kristian Köchy: »Der Wert der Vielheit bei Henri Bergson«, in: Kirchhoff/ders. (Hg.): *Wünschenswerte Vielheit* (Anm. 7), S. 217–242.

14 Ebd., S. 229.

15 Ebd., S. 230.

16 Tina Röck: »Vielheit und Kreativität als Grundmomente der Prozessontologie Alfred North Whiteheads«, in: Kirchhoff/Köchy (Hg.): *Wünschenswerte Vielheit* (Anm. 7), S. 243–268, hier S. 247.

17 André Blum/Nina Zschocke/Hans-Jörg Rheinberger u. a.: »Vorwort«, in: dies. (Hg.): *Diversität. Geschichte und Aktualität eines Konzepts*, Würzburg 2016, S. 9–10, hier S. 9.

18 Staffan Müller-Wille: »Brüche in der Stufenleiter des Lebens: Diversität in der Naturgeschichte 1758–1859«, in: Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 41–60, hier S. 55.

eine Entfernung von den Einzelobjekten und insofern »Entfremdung von der Natur« bedingte, gerade dadurch aber die Objektivität und Systematik eines statistischen »unbeteiligten Blickes« ermöglichte.¹⁹ Dass »Biodiversität« aber nicht nur der Titel für eine vermeintlich objektive und systematische Ordnungskunst der Biologie ist, sondern weit darüber hinausweist, macht Tahani Nadim im folgenden Beitrag klar: Aus einer Betrachtung der »Biodiversitätssuppe«, die sich in modernen Verfahren des Erfassens von Diversität über die genetische Analyse ganzer Gemeinschaften ergibt, schließt sie auf die Heterogenität der Kategorie: »Die Biodiversität vermengt in ihrer allumfassenden Vielfalt und Hybridität [...] Begrifflichkeiten und zersetzt Grenzen zwischen realen und konstruierten Lebewesen, zwischen Zählen und Erzählen und zwischen ungebetenen Gästen und geladenen Teilnehmern.«²⁰ Mehrere Beiträge aus dem Abschnitt über die Naturwissenschaften machen deutlich, dass Diversität im wissenschaftlichen Kontext nach dem Ende der großen Visionen von der »Einheit der Wissenschaften« vor allem auch eine Frage des »epistemischen Reichtums« ist.²¹ Diversität manifestiert sich im Nebeneinander verschiedener biomedizinischer Forschungstraditionen und Forschungspraxen (Sabina Leonelli), und sie ist methodologisch fruchtbar in Situationen, in denen »der Pluralismus richtig liegt mit seiner These, dass mehrere nicht zu einem einzigen Modell integrierbare Modelle mehr erklären als ein einziges Modell.«²²

In seiner Einführung zu dem Abschnitt über gesellschaftliche Diversität nennt André Blum fünf Gründe für den Erfolg von *diversity* als sozialer Kategorie seit Ende des Zweiten Weltkriegs: 1. Erfahrungen der Entrechtung und des Völkermords hätten zu internationalen Resolutionen gegen den Rassismus geführt. 2. Der Kampf für Gleichberechtigung, etwa der feministischen Bewegung, habe Deklarationen über die Verurteilung jeder Form der Diskriminierung nach sich gezogen. 3. Das traditionelle »hierarchische Denken« sei durch »pluralistisches Denken« abgelöst worden, etwa in der postmodernen Philosophie, der zufolge gelte: »Kein gesellschaftliches Problem kennt nur eine

Lösung«. 4. Die dominante Strömung des Konstruktivismus habe den »gottähnlichen, nur auf überzeitliche Geltung verpflichtenden Blick« verlassen und an dessen Stelle »aus der Perspektive handelnder Personen heraus soziale, kulturelle und andere Differenzen (und Differenzierungen) namhaft« gemacht. 5. Der wichtigste Faktor der Globalisierung habe das Bewusstsein für die kulturelle Pluralität der Welt gefördert, und deren Bewahrung erfordere ein pluralistisches Vorgehen.²³ Einen ähnlichen Versuch der Typologisierung von Gründen für den Erfolg der Diversity Studies unternimmt Veronika Lipphardt. Sie datiert das Aufkommen dieser Bewegung in die Zeit »seit den späten 1960ern, eher noch seit den 1970ern« und nennt drei dafür verantwortliche Strömungen: »Postcolonial Theory, Gender Theory und die intellektuellen Nachfolger der Arbeiterbewegung (z. B. Geschichte »von unten«).«²⁴ Dass »Diversität« aber erst danach, nämlich erst seit Ende der 1990er Jahre, zu einem politisch bedeutsamen Konzept wurde, zeigt Joost Smiers in seinem Beitrag. Verantwortlich macht er für diese späte politische Karriere die Erfahrungen eines umfassenden Freihandels nach dem *Allgemeinen Zoll- und Handelsabkommen* (GATT, 1948), das eine Verdrängung lokaler Traditionen nach sich zog. Den um 1995 aufgekommenen Begriff der »kulturellen Diversität« erklärt Smiers als eine Synthese von »kultureller Ausnahme« und »kreativer Diversität«: Die »kulturelle Ausnahme« (*exception culturelle*) identifiziert er dabei als ein seit den frühen 1990er Jahren von Frankreich und Kanada ausgehendes Schlagwort für Bestrebungen, die Prinzipien des Freihandels für den Bereich der Kultur zu beschränken, so dass durch die Selbstbestimmung der Länder ein Gegengewicht zu monopolistischen Kräften geschaffen werde, die, »indem sie das kulturelle Leben erobern, die Vielfalt kultureller Ausdrucksformen zerstören.«²⁵ Vor allem auf Betreiben des französischen Staatspräsidenten Jacques Chirac fand das Schlagwort der kulturellen Diversität dann auch Eingang in eine UNESCO-Konvention, das Übereinkommen über den Schutz und die Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksfor-

19 Ebd., S. 56.

20 Tahani Nadim: »Biodiversität erfassen: von Suppen und Satelliten«, in: Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 61–84, hier S. 80.

21 Hans-Jörg Rheinberger: »Einführung: Diversität und Wissenschaft«, in: Blum/Zschocke/ders. u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 13–18, hier S. 14.

22 Marcel Weber: »Wissenschaftlicher Pluralismus und die Bio-Gerontologie«, in: Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 107–124, hier S. 109.

23 André L. Blum: »Einführung: Gesellschaftliche Diversität«, in: ders./Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 125–154, hier S. 139–146.

24 Veronika Lipphardt: »Genetische Diversität ohne Rassen: Begriffshistorische Überlegungen«, in: Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 159–180, hier S. 175.

25 Joost Smiers: »Kulturelle Diversität: Ein vielschichtiges Konzept in den Mühlen der Realität«, in: Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 203–220, hier S. 209.

men (2005).²⁶ Nach Smiers' Einschätzung war diese Konvention allerdings ein wirkungsloses Instrument der Kulturpolitik: »sie hat nichts Nennenswertes erreicht«.²⁷ Nina Zschocke beginnt ihre Einführung in den Abschnitt zu »Diversität und die Künste« mit einer Aufzählung unterschiedlicher Ebenen, auf denen Diversität erscheint: 1. als Eigenschaft einer zu repräsentierenden Gegenstandswelt, 2. als Produkt und Ausdruck natürlicher Entstehungs- und künstlerischer Schaffensprozesse, 3. als Vielfalt künstlerischer Positionen, Verfahren, Materialien und Produkte, 4. als historische, soziale und situative Variabilität der Perspektiven, Wertesysteme, Erfahrungs- und Deutungshorizonte und 5. als Wesensart der Gesellschaft.²⁸ Als Gründe für die Diversität der Künste verweist Zschocke neben einer »inneren, zur Vielfalt hin drängenden, künstlerischen Schaffenskraft« auf externe Faktoren, einen »aus ihrem Umfeld auf die Künste einwirkenden Diversifizierungsdruck«: Die sich »immer weiter, und [...] möglicherweise immer schneller, verändernde Gesellschaft produziert quasi zwangsläufig neue, vielfältige Kunstformen, die auf diese veränderten Rahmenbedingungen reagieren«.²⁹ Allerdings verändert sich nach Einschätzung von Zschocke die Art der Diversifizierung der Kunst im 20. Jahrhundert: Während bis in die 1950er Jahre das Modell einer Vorwärtsbewegung durch künstlerische Avantgarden herrschend gewesen sei, träten in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts mit veränderten Produktions-, Konsum- und Rezeptionsweisen Prinzipien der Wiederholung, Kopie, Rückkopplung, Recodierung und Überschreibung in den Vordergrund – gefolgt von einer nur langsam, seit den 1970er Jahren sich darauf einstellenden Landschaft der staatlichen Kulturförderung. Barbara Naumann widmet sich in ihrem Beitrag ausgehend von Stimmen aus der Naturgeschichte des 18. Jahrhunderts, die die Diversität der Lebensformen als »Beschreibungshindernis« wahrgenommen haben (Buffon 1749: »la variété [...] paroît invincible«³⁰), der

»tragischen Rückseite der Diversität«.³¹ Diese liege in »Zerstreuung und Dissemination«,³² insofern angesichts der Vielfalt der Objekte und Perspektiven auf sie keine verbindliche Ordnung mehr zu finden sei, wie Naumann in Auseinandersetzung mit Goethes Metamorphosenlehre darlegt. Eine Reduktion der Bedeutungsfülle von *diversity* seit Anfang der 1990er Jahre konstatiert Elke Bippus. Sie spricht von einer »Engführung vornehmlich als ›Diversitätspolitik‹«, die im Zuge ökonomischer Perspektivierungen und der »neoliberalen Verwertung von Diversität« durch Diversity Management und Diversitätspädagogik erfolgt sei.³³ Um der Festschreibung von Kategorien mit ihren naturalisierenden und hierarchisierenden Effekten entgegenzuwirken, plädiert sie dafür, »Diversität in radikaler Weise zu denken«,³⁴ was beinhalten würde, binäre Ordnungs- und Regelsysteme zu dekonstruieren, wie dies in ästhetischen Verfahren serieller Arbeiten der 1960er erfolgt sei: »Die seriellen Dynamiken stören Kategorisierungen auf und untergraben sie – zumindest temporär – zugunsten eines Werdens einer unbestimmten und unvorhersehbaren Vielfalt.«³⁵ Im abschließenden Beitrag des Bandes setzt sich Philip Ursprung mit Diversität und Diversifizierung im Kontext des Migrationsphänomens auseinander. Sein Ausgangspunkt ist dabei Diversität als »zentrale Bedingung für Urbanität«; er will sie geradezu als »synonym mit dem Städtischen« interpretieren: »Die Dynamik urbaner Differenzen ist nie auf Homogenität und Synchronisation ausgerichtet, sondern allein auf die Produktivität von Verschiedenem und auf die Summe der Möglichkeiten, welche sich in Interferenzen verbergen.«³⁶ Urbanität macht für Ursprung aber nicht nur Diversität aus, sondern auch die Fähigkeit, mit Diversifizierung umzugehen.³⁷

26 »Überreinkommen über den Schutz und die Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen«, von der UNESCO-Generalkonferenz im Oktober 2005 in Paris verabschiedet, https://www.unesco.de/sites/default/files/2018-03/2005_Schutz_und_die_F%C3%B6rderung_der_Vielfalt_kultureller_Ausdrucksformen_0.pdf (aufgerufen am 24.04.2019).

27 Smiers: »Kulturelle Diversität« (Anm. 25), S. 213.

28 Vgl. Nina Zschocke: »Einführung: Diversität und die Künste«, in: Blum/dies./Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 259–282, hier S. 259.

29 Ebd., S. 263.

30 Georges-Louis Leclerc, comte de Buffon: *Histoire générale des animaux*, in: ders.: *Histoire naturelle générale et particulière*, Bd. 1, Paris 1749, S. 5 (Premier discours).

31 Barbara Naumann: »Vielfältiges Denken. Goethes Elegie ›Metamorphose der Pflanzen‹«, in: Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 287–302, hier S. 299.

32 Ebd.

33 Elke Bippus: »Serielle Systeme und Diversität – ein Widerspruch?«, in: Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 303–324, hier S. 303.

34 Ebd., S. 304.

35 Ebd.

36 Philip Ursprung: »Diversität und Diversifizierung: Das Gespenst der Migration«, in: Blum/Zschocke/Rheinberger u. a. (Hg.): *Diversität* (Anm. 17), S. 391–408, hier S. 391.

37 Vgl. ebd., S. 407.

DER GEGENWÄRTIGE ›TROUBLE‹ DER DIVERSITY

Der Band *Diversity trouble* – gliedert in die drei Abschnitte »Grundlagen«, »Diversity« und »Vielfalt der Gender Studies« – konzentriert sich ganz auf die Gegenwartskultur.³⁸ Die beiden Herausgeber, Peter Pohl und Hania Siebenpfeiffer, beginnen mit einer Reflexion auf die Frage, um was es sich bei ›Diversity‹, das sie konsequent mit englischer Endung, aber groß schreiben, eigentlich handelt. Dass es ein »Konzept« ist, bezweifeln sie angesichts der »unterschiedlichen und teilweise widersprüchlichen Verwendungsweisen des Wortes«.³⁹ Mit Katharina Walgenbach wollen sie es allenfalls als ein »travelling concept« auffassen, das seine Bedeutung vom »profitorientierte[n] Diversity Management« zu »Diversity-Projekte[n] in den Bereichen Soziale Arbeit oder Diversity-Education« wandelt.⁴⁰ Nach Pohls und Siebenpfeiffers Einschätzung ist gerade diese semantische Flexibilität ein wesentlicher Grund für den öffentlichen Erfolg des Begriffs. Wie sie anhand einer Rede von Angela Merkel vom 15. Oktober 2010 zeigen, tritt ›Diversity‹ die Nachfolge von ›Multikulti‹ an, einem Ansatz, den Merkel als »absolut gescheitert« bezeichnet.⁴¹ Bei Merkel erscheint ›Diversity‹ als dem Multikulturalismus überlegen, weil sie das Konzept primär ökonomisch interpretiert und mit biologischen Metaphern erläutert: Vielfalt der Belegschaft fördere die Leistungsfähigkeit und Robustheit eines Unternehmens, so wie die Stabilität natürlicher Systeme auf der Vielfalt von Pflanzen und Tieren beruhe. Der Erfolg des Konzepts in der politischen Sprache wird also erklärt aus seiner Anschlussfähigkeit in dem Dreieck von Wissenschaft (Biologie), ethischen Aspekten des Mensch-Natur-Verhältnisses (Biodiversität) und Wirtschaftsfreundlichkeit (die Diversität der Belegschaft eines Unternehmens mache dieses ›leistungsfähiger und robuster‹).

Auf zwei unterschiedliche Bedeutungen des Ausdrucks Diversität weist Luca Di Blasi in seinem Beitrag hin: Er unterscheidet Diversität als Vielfalt und Verschiedenheit: Verstanden als Vielfalt sei Diversität inklusiv, allumfassend, tendenziell unpolitisch; Diversität als Verschiedenheit dagegen operiere ausgrenzend, sie markiere Differenzen und sei als zentrales

Schlagwort von emanzipatorischen Bewegungen eminent politisch: Über zumeist binäre Oppositionen des ›Wir‹ (Frauen, Schwarze, Homosexuelle) versus die anderen werde Homogenisierung und Solidarisierung innerhalb von Gruppen erzeugt und ein Antagonismus gegenüber einem Außen stabilisiert (*othering*). Diversität als Vielheit fehle dagegen gerade dieses Andere und Gegenüber. Als Vielfalt ist Diversität eine Einstellung gegenüber der Welt, die sich etwa in der alles Lebendige einschließenden Logik von ›Biodiversität‹ zeigt.

Über die semantische Ambivalenz hinausgehend verweist Eva Blome in ihrem Kapitel zum Begriff der Intersektionalität, der ihr zufolge »bisweilen synonym« mit ›Diversity‹ verwendet werde, auf den unklaren argumentativen Status dieser Wörter: Sie wirft die Frage auf, ob es sich bei ihnen um »einen Begriff, ein Konzept, eine Untersuchungsperspektive, ein Analyseinstrument, um einen Gegenstandsbereich oder einen heuristischen Orientierungsrahmen oder um noch etwas anderes« handelt.⁴² Sie konstatiert eine noch geringe Etablierung von Diversity als Instrument zur Analyse kultureller Produkte,⁴³ weist auf das Problem hin, dass die Verwendung von Differenzkategorien den gesellschaftlichen »Zwang zur Identifizierung« wiederholen könne,⁴⁴ betont solche Ansätze, die in dekonstruktivistischer Perspektive im Sinne einer »Verflüssigung starrer Identitätskonzepte« wirksam sind⁴⁵ und plädiert dafür, Differenzkategorien als narrativ konstruierte und durch alternative Entwürfe von Identität und Kollektivität zu relativierende performativ verfasste Kategorien zu verstehen.⁴⁶

Auf Fragen der Historisierung von Diversity geht Gertraude Krell in ihrem Beitrag *Diversity-Geschichte(n)* ein. Sie stellt dabei unterschiedliche Ursprungserzählungen fest: Die einen (wie Maurianne Adams und Clare Swanger) datieren den Ursprung des Diskurses in die 1960er und 70er Jahre, in die Zeit des Kampfes von sozialen Bewegungen gegen Ungleichheit und Unterdrückung. Die anderen (wie Roosevelt Thomas und Marilyn Loden) beurteilen die gesetzlich gebotenen Antidiskriminierungsmaßnahmen dieser Zeit dagegen als ethisch motiviert und

38 Peter C. Pohl/Hania Siebenpfeiffer (Hg.): *Diversity trouble. Vielfalt – Gender – Gegenwartskultur*, Berlin 2016.

39 Peter C. Pohl/Hania Siebenpfeiffer: »Einleitung«, in: dies. (Hg.): *Diversity trouble* (Anm. 38), S. 9–26, hier S. 9.

40 Ebd.

41 Ebd., S. 12.

42 Eva Blome: »Erzählte Interdependenzen. Überlegungen zu einer kulturwissenschaftlichen Intersektionalitätsforschung«, in: Pohl/Siebenpfeiffer (Hg.): *Diversity trouble* (Anm. 38), S. 45–67, hier S. 46.

43 Vgl. ebd., S. 51.

44 Ebd., S. 55.

45 Ebd., S. 57.

46 Vgl. ebd., S. 60.

staatlich aufgezwungen. Sie datieren den Ursprung des Diversitätsdiskurses daher später, auf die Mitte der 1980er Jahre, in die Zeit des aufkommenden Diversitätsmanagements. Seit dieser Zeit sei Diversität wesentlich ökonomisch durch das Streben nach Wettbewerbsvorteilen getrieben; der Diversitätsdiskurs sei weniger auf Probleme fixiert als auf individuelle Chancen ausgerichtet und auch weniger auf Gegensatzpaare wie Rasse oder Geschlecht beschränkt, sondern beziehe sich auf variable, ständig im Wandel begriffene Unterscheidungen.

Auch Margrit Kaufmann sieht einen doppelten Ursprung des Diversitätsdiskurses, den sie in ihrer Untersuchung von Diversity in Unternehmen und an Hochschulen herausarbeitet: Während Unternehmen über Diversität ihre ökonomische Effektivität und Effizienz steigerten, etwa indem sie sozial marginalisierte Gruppen in den Produktionsprozess integrieren und neue Konsumentengruppen durch gezielte Ansprache erschließen, gehe es den Hochschulen um »Antidiskriminierungs- und Chancengleichheitsstrategien«. ⁴⁷ Im Diversity Management kämen beide Ebenen zusammen. An den Hochschulen habe sich die Diversity-Orientierung in den letzten Jahren zu einem »Hype« entwickelt ⁴⁸ und es sei von einem »Diversity Turn« die Rede ⁴⁹ – auch wenn der Unterschied in beiden Begründungen für Diversity noch darin zum Ausdruck komme, dass sich manche Hochschulleitungen um eine Abgrenzung vom ökonomisch geleiteten Diversity Management bemühten.

DIE POLITISIERUNG EINES ALLERWELTSWORTS

Dass ein Wort, das über lange Zeit seiner langen Geschichte einfach »Verschiedenheit« bedeutete, am Ende des 20. Jahrhunderts zu einem zentralen Schlagwort der politischen Sprache werden konnte, überrascht auf den ersten Blick. Und doch kann die Konjunktur des Begriffs vor dem Hintergrund historischer Entwicklungen plausibel gemacht werden. Es lassen sich dabei zwei Zäsuren ausmachen: die eine an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, die

andere am Ende der 1970er Jahre. Am Ende des 19. Jahrhunderts führten historische Erfahrungen aus unterschiedlichsten Kontexten zu einem Aufblühen pluralistischer Weltanschauungen – zu diesen zählen ein intensivierter kultureller Austausch im Rahmen von wachsendem Welthandel, Versuche zur Neuordnung des Verhältnisses von Staat und Kirche im Kulturkampf und die fortschreitende Differenzierung der wissenschaftlichen Disziplinen, die jede für sich ihre »Autonomie« behauptete. Ihren philosophischen Ausdruck fanden diese Bewegungen in Absagen an geschlossene metaphysische Systeme mit umfassendem Begründungsanspruch. An deren Stelle tritt die Betonung des Nebeneinanders verschiedener solcher Systeme. So verkündete William James in seinem programmatischen *Pluralistischen Universum* von 1909, die »All-Form« der Wirklichkeit müsse durch eine »Einzel-Form« oder »Jeweils-Form« (*each-form*) von nur jeweils für einen Kontext gültigen Bestimmungen abgelöst werden. ⁵⁰

Für die Etablierung von »Diversität« als Rechtsterminus wird in der Regel auf das Urteil des Obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten verwiesen, der 1978 Stellung zu der Entscheidung der Universität Kalifornien nahm, einen weißen Studenten nicht zum Studium zuzulassen, obwohl er einen besseren Notendurchschnitt als manche seiner dunkelhäutigen Mitbewerber hatte. Der Supreme Court rechtfertigte diese Entscheidung mit dem Argument, eine *diverse Studentenschaft* (»a diverse student body«) sei ein hinreichender Grund, um ethnische Gesichtspunkte (»race«) bei Zulassungsentscheidungen zu berücksichtigen. ⁵¹ Seit diesem Urteil des Supreme Court ist »Diversität« fester Begriff öffentlicher Debatten. Seine Bedeutung zeigt sich rein quantitativ in der sprunghaften Zunahme seiner Häufigkeit seit den 1980er Jahren, die sich in den unterschiedlichsten Korpora belegen lässt.

Kurz nach der steilen Karriere des Begriffs im rechtlichen und sozialen Kontext wird »Diversität« auch für die Biowissenschaften als zentrale Kategorie beansprucht. Sie wird schnell zu einem Wertbegriff, der mit ökologischen Problemen wie dem durch den Menschen verursachten Massenaussterben von Arten verbunden wird. In den Augen mancher früher Protagonisten bezeichnet »Diversität« in diesem Sinne überhaupt eines der wichtigsten Themen der Gegenwart (Lovejoy: »[R]eduction in the biological

47 Margrit E. Kaufmann: »Hype um Diversity – cui bono? Diversity in Unternehmen und an Hochschulen – aus der Perspektive intersektioneller Diversity Studies«, in: Pohl/Siebenpfeiffer (Hg.): *Diversity trouble* (Anm. 38), S. 83–101, hier S. 84.

48 Ebd., S. 94.

49 Vgl. Saskia-Fee Bender/Marianne Schmidbaur/Anja Wolde (Hg.): *Diversity ent-decken. Reichweiten und Grenzen von Diversity Policies an Hochschulen*, Weinheim 2013.

50 William James: *A Pluralistic Universe*, London 1909, S. 324.

51 Vgl. Wood: *Diversity* (Anm. 1), S. 99 ff.

diversity of the planet is the most basic issue of our time«⁵²).

Dieser parallele Aufstieg von ›Diversität‹ als politischem Schlagwort in unterschiedlichen Kontexten fügt sich gut in die Diagnose der 1970er Jahre als entscheidender historischer Zäsur.⁵³ Seit dieser Zeit zeigt ›Diversität‹ die fundamentale Krise des Mensch-Natur-Verhältnisses an, steht zugleich im Zentrum von sozialen Emanzipationsbewegungen und kann darüber hinaus die soziologisch zu beobachtenden Entwicklungen zur Ästhetisierung und Individualisierung (bis zur Gesellschaft der Singularitäten) auf den Begriff bringen. In enger Verbindung steht ›Diversität‹ daher auch mit Zeitdiagnosen großen Stils, die etwa als »Postmoderne« eine »Skepsis gegenüber den Metaerzählungen« artikulieren, wie dies Jean-François Lyotard 1979 formulierte.⁵⁴ Wie in der postmodernen Philosophie geht es auch im Namen von Diversität um differente und heterogene Perspektiven, die sich nicht vereinheitlichen lassen; ›Diversität‹ bezeichnet eine nicht von einem Einheitspunkt gedachte oder auf einen solchen bezogene Pluralität. Das Wort kann seine Plausibilität dabei auch daraus beziehen, dass in ihm alte Referenzen aktualisiert werden (wie die Position Wilhelm von Ockhams; s. o.).

Insgesamt spricht viel dafür, ›Diversität‹ als einen Begriff anzusehen, in dem sich, im Sinne von Christian Geulen, ein Bedeutungswandel der historisch-politischen Sprache der Moderne im 20. Jahrhundert manifestiert.⁵⁵ Alle vier der von Geulen beschriebenen Entwicklungstendenzen in der Geschichte von Grundbegriffen der gesellschaftlichen Selbst- und Weltbeschreibung lassen sich auf ›Diversität‹ beziehen: Der zu Beginn des Jahrhunderts unspezifisch und in sehr allgemeiner Bedeutung verwendete Ausdruck hat, an-

gefangen mit der Vegetationskunde (Jaccard 1901),⁵⁶ eine *Verwissenschaftlichung* erfahren, so dass ihm inzwischen das Potential zugeschrieben wird, ein »organisierendes Konzept« der Sozial- und Lebenswissenschaften zu werden.⁵⁷ ›Diversität‹ unterliegt parallel dazu einer *Popularisierung*; der Ausdruck ist zu einem *buzzword* öffentlicher Auseinandersetzungen geworden, und es wurde ein medialer ›Hype‹ um den Begriff diagnostiziert, ohne den er sich nicht so schnell als Schlagwort einer Bewegung durchgesetzt hätte. Auch die *Verräumlichung* ist eine entscheidende Dimension des Diversitätsdiskurses: Phänomene der Migration (von Menschen ebenso wie Pflanzen und Tieren) bilden einen wichtigen Referenzpunkt des Begriffs; dazu kommt, dass es mit Diversität wesentlich um Prozesse der Verteilung (von Ressourcen, Anerkennung, Macht etc.) geht, also um zumindest metaphorisch räumlich gedachte Strukturen. Schließlich ist ›Diversität‹ ein schlagendes Beispiel für Prozesse der *Verflüssigung* von Bedeutungsgehalten: An der Geschichte von ›Diversität‹ im 20. Jahrhundert lässt sich das studieren, was Geulen als »eine durch die unvermittelte und vielfache Übertragung von Begriffen in neue Kontexte sich vollziehende Verwandlung und Einschmelzung ihrer semantischen Struktur« beschreibt.⁵⁸ Ein Effekt dieser Einschmelzung der semantischen Struktur von Begriffen ist die »rasante Vervielfältigung und zugleich Abstrahierung ihres Bedeutungsgehalts«. Das lässt sich sicher gerade für ›Diversität‹ behaupten: Was dieses Wort ausmacht, ist eine vielfache Übertragungsgeschichte im 20. Jahrhundert, keineswegs eine unilineare Wanderung von einem begriffsspendenden in ein bildempfangendes Feld, sondern sich wechselseitig stützende Verhältnisse ›multipler Projektion‹ (Geulen). Gerade die normative Aufladung des Begriffs profitiert dabei davon, dass er in höchst unterschiedlichen Kontexten in Verwendung ist: in sozialen Gerechtigkeitsdiskursen ebenso wie in ökonomischen Effizienzerwägungen, in ästhetischen Distinktionspraktiken und Identitätspolitik genauso wie in bioethischen Debatten um das Mensch-Natur-Verhältnis und den moralischen Status nichtmenschlicher Lebensformen. Die daraus resultierende Unschärfe des Begriffs ist der wesentliche Grund seines Erfolgs, wie schon David Takacs

52 Thomas E. Lovejoy: »Foreword«, in: Michael E. Soulé/Bruce A. Wilcox (Hg.): *Conservation Biology. An Evolutionary-Ecological Perspective*, Sunderland, Mass. 1980, S. V–IX, hier S. IX.

53 Vgl. Konrad H. Jarausch (Hg.): *Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte*, Göttingen 2008; Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael: *Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970*, Göttingen 2008; Ariane Leendertz/Wencke Meteling (Hg.): *Die neue Wirklichkeit. Semantische Neuvermessungen und Politik seit den 1970er Jahren*, Frankfurt a. M. 2016.

54 Jean-François Lyotard: *Das postmoderne Wissen* (1979), übers. von Otto Pfersmann, Wien 1994, S. 14.

55 Vgl. Christian Geulen: »Plädoyer für eine Geschichte der Grundbegriffe des 20. Jahrhunderts«, in: *Zeithistorische Forschungen* 7 (2010), S. 79–97, hier S. 81, online: <https://zeithistorische-forschungen.de/1-2010/id=4488> (aufgerufen am 24.04.2019).

56 Paul Jaccard: »Étude comparative de la distribution florale dans une portion des Alpes et du Jura«, in: *Bulletin de la Société Vaudoise des Sciences Naturelles* 37 (1901), S. 547–579, hier S. 573 f.

57 Steven Vertovec: »Formulating Diversity Studies«, in: ders. (Hg.): *Routledge International Handbook of Diversity Studies*, New York 2015, S. 1–20, hier S. 4.

58 Geulen: »Plädoyer« (Anm. 55), S. 91.

59 Ebd., S. 92.

1996 in Bezug auf ›Biodiversität‹ konstatierte: »If biodiversity is blurry and all-encompassing, that is in part why it has been so successful as a conservation buzzword [...]. Don't know what biodiversity is? You can't.«⁶⁰

Zu einem zentralen Begriff des 20. Jahrhunderts wird ›Diversität‹ am Ende nicht zuletzt deswegen, weil sich in ihm die Totalitarismuserfahrungen und das Krisenbewusstsein des Jahrhunderts spiegeln. ›Diversität‹ ist ein Begriff, der aus dem menschlichen Erschrecken über sich selbst hervorgegangen ist, dem Erschauern vor Entmenschlichung und Extinktion im 20. Jahrhundert. Diese hatten sich nicht zuletzt aus einem in starren Hierarchien und Progressionen denkenden Bewusstsein entwickelt und führten zu Essentialisierungen und Naturalisierungen der europäisch geprägten Kulturen ebenso wie zu Exzessen der Kultivierung von Natur, deren Ergebnis in unseren Agrarsteppen betrachtet werden kann. ›Diversität‹ reagiert auf diese Irrwege mit einer Absage an hypotaktische Herrschaftspraktiken und lineares Fortschrittsdenken und setzt auf Pluralität. In diesem Sinne gehört ›Diversität‹ zu den Begriffen, die, wie Martin Sabrow es formulierte, für das 20. Jahrhundert »den Denkstil strukturierten« und seit den späten 1970er Jahren den Status einer vielfach praktisch wirksamen »Ordnungsmacht« und »Pathosformel« erlangten⁶¹ – wofür heute das allgegenwärtige Diversity Management ebenso steht wie die *Allgemeine Erklärung zur kulturellen Vielfalt* der UNESCO⁶² und das UN-Übereinkommen über die biologische Vielfalt.⁶³

60 David Takacs: *The Idea of Biodiversity. Philosophies of Paradise*, Baltimore, Md. 1996, S. 81, 341.

61 Martin Sabrow: »Pathosformeln des 20. Jahrhunderts. Kommentar zu Christian Geulen«, in: *Zeithistorische Forschungen* 7 (2010), S. 110–114, hier S. 114.

62 »Allgemeine Erklärung zur kulturellen Vielfalt«, von der UNESCO-Generalkonferenz im November 2001 in Paris verabschiedet, https://www.unesco.de/sites/default/files/2018-03/2001_Allgemeine_Erkl%C3%A4rung_zur_kulturellen_Vielfalt.pdf (aufgerufen am 24.04.2019).

63 »Convention on Biological Diversity«, United Nations 1992, <https://www.cbd.int/doc/legal/cbd-en.pdf> (aufgerufen am 24.04.2019).